



Gabriella Wollenhaupt

Grappa und das
große Rennen

Kriminalroman

|gr|af|it|

Ein Buch mit Nummern

Manuela lebte noch nicht lange in der kleinen Wohnung. Die Mitternachtsmission hatte ihr die Bleibe besorgt; von dem Geld, das ihr Journalisten nach der Rotlichtaffäre mit Junghans für Interviews gegeben hatten, konnte sie eine Weile ganz gut leben. Vielleicht schaffte sie ja den Ausstieg aus der Szene.

»Ich habe im Radio gehört, dass er tot ist«, sagte Manuela.

Wir saßen in ihrem Wohnzimmer, das einfach eingerichtet war. Die Möbel waren gebraucht, die Tapeten nicht mehr die modernsten, aber irgendwie wirkte alles warm und anheimelnd.

»Er kam doch öfter zu Ihnen«, sagte ich. »Hatte er noch andere Vorlieben – außer Oralverkehr?«

»Nö. Bei ihm musste es immer schnell gehen. Er hatte wenig Zeit und versuchte jedes Mal, den Preis zu drücken. Scheißkerl.«

»Sie waren also nie mit ihm in einem ... Stundenhotel?«

»Nie. Ich habe ihm immer nur einen geblasen. Er hat mal gesagt, dass seine Freundin sich davor eckelt. Soll ich Kaffee machen?«

Ich nickte.

Manuela stand auf und ging in die Küche. Das Telefon stand in erreichbarer Nähe, daneben lag ein in Kunstleder gebundenes Adressbuch. Ich peilte um die Ecke und hörte sie in der Küche hantieren. Schnell hatte ich das Büchlein in meiner großen Handtasche verstaut.

Sie kam zurück, bemerkte nichts.

»Der Mörder hat Junghans eine Sadomaso-Maske übergezogen, als er tot war«, berichtete ich. »Hatte er Vorlieben in diese Richtung?«

»SM? Der? Nö. Ist mir nie aufgefallen«, sagte Manuela. Es klang ehrlich.

»Gibt's denn in Bierstadt überhaupt eine SM-Szene?«

»Die gibt's in jeder Stadt«, antwortete sie.

»Und – wo treffen die sich?«

»Der bekannteste Club ist das *Chez Justine*. Im Süden. Am Sauerländer Weg. Da gehen die Typen mit der dicken Kohle hin.«

»Sie mögen die SM-Leute wohl nicht?«

Manuela verzog das Gesicht. »Alles durchgeknallte Freaks«, meinte sie verächtlich. »Die haben 'ne Macke. Nee, SM – das ist nichts für mich. Keine reelle Sache. Milch?«

Ich nickte. Wir tranken Kaffee. Das geklaute Adressbuch brannte in meiner Handtasche. Ich war froh, als ich wieder in meinem Auto saß.

Der tote Fisch

Der SPD-Parteitag fand in dem großen Saal einer Pleite gegangenen Konsumgenossenschaft statt. Irgendwie passte das zusammen. Eine durch unfähige Politiker heruntergewirtschaftete Mehrheitspartei und eine von unfähigen Vorständen zugrunde gerichtete Lebensmittelkette.

Die in den Ortsvereinen gewählten Delegierten – es waren etwa 300 – waren brav angetreten und saßen an den für sie vorgesehenen langen Tischen.

Ich trug mich am Eingang in die Presseliste ein und trabte zum Medientisch. Tom Piny war schon da, er hatte den Platz neben sich freigehalten. Galant rückte er den Stuhl zurück, damit ich mich setzen konnte.

»Hallo, TOP, wie ist die Stimmung hier nach Junghans' Abgang?«, fragte ich.

»Aufgeschreckt«, meinte er lakonisch. »Guck dir mal den Parteichef an. Er ist jetzt schon schweißgebadet.«

Er hatte Recht. Paul Manthey schlurfte gerade schwerfällig zu dem Vorstandstisch, der auf einer Empore aufgebaut worden war. Es lag nicht an seiner Vorliebe für schreiend bunte Wollpullover, dass der ganze Mann zu dampfen schien. Sein Gesicht war röter als sonst, der Speichelfluss noch üppiger und auf dem kahlen Schädel spiegelten sich die Saallichter wider.

»Hat wohl wieder 'ne lange Sitzungsnacht gehabt im Europaparlament«, mutmaßte ich.

»Eher im *Kiepenkerl*«, wusste TOP zu berichten. »Nach der Krisensitzung gestern Abend. Das Pils soll in Strömen geflossen sein. Sie haben wohl auf das Ableben von Junghans einen gehoben. Vielleicht hat Manthey den anderen auch wieder ein Lied vorsingen wollen ... und das ist ja nur zu ertragen, wenn man völlig zu ist.«

Manthey hatte die Bühne erklommen. Er prüfte, ob die Namensschildchen auf den Tischen richtig platziert waren.

Ich betrachtete ihn. Ein Komiker hatte mal in seiner Show gesagt, Manthey vereinige die Eigenschaften von Dick und Doof in einer Person. Gelungener Gag, wie ich fand.

Manthey vertrat Bierstadt bereits seit Jahren in Straßburg und Brüssel. Eigentlich hatte er Gesang studieren wollen, es aber dann mangels ausdrücklicher Begabung gelassen. Und da es in der Partei gerade kein anderes Pöstchen gegeben hatte, war er im Europaparlament geparkt worden – dort, wo sich nur die besten unserer Politikerköpfe ein Stelldichein gaben.

Aber in Europa kam Manthey anscheinend nicht so richtig vorwärts. Denn zurzeit kursierten Gerüchte, dass er scharf auf den Intendantenposten der Philharmonie in Bierstadt wäre. Die Sache hatte nur einen Haken: Das Konzerthaus musste erst noch gebaut werden, bevor Manthey hier segensreich wirken konnte. Humorbegabte Sozialdemokraten witzelten, dass Manthey bereits eine Reihe von Konzertabenden mit volkstümlicher Musik plante – mit sich selbst als Hauptakteur. Wenigstens setzte er sich bei solchen Anlässen eine stramm gewebte Perücke auf den Schädel.

Manthey war also erst mal Parteivorsitzender in Bierstadt geblieben, reiste nur

manchmal überstürzt von Unterbezirksterminen wieder ab, um sich in die Anwesenheitsliste bei den Sitzungen der EU eintragen zu lassen. So ging das Sitzungsgeld nicht flöten. Um ja nicht zu spät zu kommen, hatte er – so wurde gemunkelt – einige Male die Flugbereitschaft der Landesbank benutzt. Rein dienstlich – versteht sich.

Mantheys häufige Anwesenheit in den Gaststuben im Grenzgebiet zu Frankreich und Belgien hatte Europa verändert: Die Absatzprobleme für Eisbein und Sauerkraut waren durch ihn auf statistisch nicht mehr messbare Bewegungen zusammengeschrumpft. Sein Wirken war so segensreich, dass die Europäische Union plante, die Subventionen für Schweinehälften innerhalb der nächsten drei Jahre ersatzlos zu streichen.

»Hat dir Manthey schon die Hand gedrückt?«, grinste TOP.

Er hatte es kaum ausgesprochen, als ich bemerkte, dass sich Manthey hinterrücks an Piny heranpirschte. Ich wollte aufstehen und verschwinden, da war es schon zu spät.

Mantheys Hand fühlte sich an wie ein toter Fisch kurz vor dem ultimativen Abgang in die Biotonne: weich, feucht und sich bereits in Zersetzung befindend.

TOP hatte nach mir das Vergnügen.

»Wer wird das Rennen um die Oberbürgermeisterkandidatur machen?«, fragte ich – nur um etwas zu sagen.

»Unser Genosse Nagel natürlich«, sagte Manthey.

»Er ist ja auch der einzige Kandidat«, stellte ich fest. »Tut mir echt Leid für ihn.«

»Was tut Ihnen Leid, Frau Grappa?«

»Die letzten Umfragen zeigen doch, dass Ihre Partei ziemlich schlecht dasteht. Wegen Junghans' Eskapaden. Und jetzt soll der arme Jakob Nagel alles rausreißen. Unmögliche Aufgabe, oder?«

»Wir sind nicht von Stimmungen abhängig, sondern von Stimmen«, tat Manthey kund. »Die Bierstädter wissen, was sie an unserer Partei haben.«

TOP verdrehte die Augen nach oben.

»Das Bekennerschreiben nach dem Junghans-Mord war mit ›Erneuerer in der SPD‹ unterschrieben. Haben Sie je von dieser Gruppe gehört?«, fragte ich.

»So eine Gruppe gibt es nicht«, meinte Manthey lapidar.

»Und wieso nicht?«

»Ich bin der Parteichef. Ich müsste es ja wohl wissen.«

»Also glauben Sie, dass diese Partei nicht erneuert werden muss?«

»Nein, warum? Wir machen seit über fünfzig Jahren gute Arbeit für diese Stadt.«

»Eben«, sagte ich. »Deshalb meine Frage nach der Erneuerung.«

Eine Entgegnung blieb Manthey erspart, denn eine Genossin näherte sich dem Parteivorsitzenden und schleppte ihn ab. Manthey walzte hinter ihr her.

»Ignoranter Fleischkloß«, brummte ich.

»Räuber Hotzenplotz«, sagte TOP, ihm nachschauend. »Die Kinder meiner Schwester haben vor Angst geheult, als sie sein Wahlplakat gesehen haben. Der Kinderpsychologe hatte danach ziemlich viel Mühe mit den kleinen Rackern.«

Ich prustete los. Mantheys Konterfei hatte bei der letzten Europawahl Aufsehen erregt. Es musste von einem Fotografen gefertigt worden sein, der im Dienste der Christdemokraten oder der PDS gestanden hatte. Mantheys runder Kopf mit Vollglatze und

finsterem Blick – ein polizeiliches Fahndungsfoto von einem Triebtäter war dagegen ein freundlicher Geburtstagsschnapsschuss.

Irgendwie ist diese Partei ziemlich am Ende, überlegte ich, zu lange war sie an der Macht – so was trägt nicht gerade zur Entwicklung einer lebendigen Demokratie bei. Eher zu Filz und Vetternwirtschaft. Ich kann verstehen, wenn jemand diese Partei erneuern will, dachte ich.

Ich blickte zur Bühne. Der Parteivorsitzende unterhielt sich inzwischen mit Friedel Knaup.

Auch so eine Marke. Er hatte sich vor Jahren das richtige Parteibuch zugelegt und dann – trotz schmaler Intelligenz – ein Pöstchen beim Ordnungsamt der Stadt ergattert. Natürlich war er weiter in der Partei aktiv – zurzeit als Chefkassierer. Nebenher leitete er den Arbeitskreis »Schöne City«. Eigentlich war Knaup ein harmloser Mensch, den man journalistisch hätte vernachlässigen können – wenn er die Redaktionen nicht ständig mit nichts sagenden Pressemeldungen zu seinen Stadtverschönerungsattacken gequält hätte.

Zurzeit befand sich Friedel Knaup mit Hilfe seiner Partei im Landeanflug auf einen neuen Posten: Er wollte Geschäftsführer der Balkan-Kommission werden, die beim Land eingerichtet werden sollte. Natürlich auf Empfehlung von Parteichef Manthey.

Knaup unterhielt sich noch immer mit seinem Gönner. ›Glatze‹ Manthey hatte ihn am Arm gepackt und redete auf ihn ein. Knaup machte ein betroffenes Gesicht, nickte ab und zu beflissen. Die Gesichtsfarbe des Parteivorsitzenden hatte sich zum satten Rot hin entwickelt.

Schließlich gab Manthey Ruhe. Seine Pfeife war während des Disputs wohl ausgegangen, denn Friedel Knaup reichte ihm Feuer. Etwas glitt zu Boden und fiel von der Empore auf den Boden des Saals.

Ich erhob mich und schlenderte unauffällig zur Bühne. Das fiel nicht weiter auf, denn die Show hatte noch nicht begonnen. Manthey und Knaup bemerkten mein Kommen und gingen auseinander. Knaup schaffte es noch, mir ein heiseres »Tach, Frau Grappa« zuzurufen.

Ich ließ meinen Block fallen und bückte mich. Das Ding, das von der Bühne gepurzelt war, war ein Streichholzbriefchen. Als ich wieder an meinem Platz saß, schaute ich es mir genauer an. Schwarzes glänzendes Papier, auf dem eine stilisierte nackte Frau abgebildet war, deren Handgelenke nach oben gezerrt und mit Fesseln versehen waren. Um den Hals trug sie ein Band, an dem eine Kette befestigt war.

Ich öffnete die Klappe. *Chez Justine* – war dort zu lesen. *Privatclub für Kenner*. Auch die Adresse stimmte mit Manuelas Angaben überein: Sauerländer Weg.

Das konnte kein Zufall sein. Ob Knaup in diesem SM-Club verkehrte?, dachte ich. Sollte ich Knaup fragen, woher er die Streichhölzer hatte? Lieber nicht. Eine Minute lang überlegte ich, ob Knaup wohl Prügel einsteckte oder austeilte.

»Ist was?«, fragte Tom Piny.

»Ich hatte gerade mit einer schwierigen Frage zu kämpfen«, behauptete ich.

»Willst du mit mir darüber reden?« TOP war neugierig geworden.

»Frauenprobleme«, log ich.

»Da bin ich doch der mit Abstand beste Gesprächspartner«, grinste er. »Hast du dich in

Friedel Knap verliebt oder dein Herz für Manthey entdeckt?«

»Wieso?«

»So wie du die beiden gerade angestarrt hast.«

»Ich hab nur darüber nachgedacht, ob man die hübschen Wollpullover, die Manthey trägt, öffentlich kaufen kann oder ob sie nur unterm Ladentisch vertickt werden. Und bei Knap interessiert mich, ob die Schleimspur, die er hinter sich herzieht, noch immer so dickflüssig ist.«

»Deshalb bist du aufgestanden und hast den Boden vor der Bühne kontrolliert?«, wollte Tom Piny wissen.

Der sieht aber auch alles, dachte ich. Piny hatte Augen wie eine Eule, die Tag und Nacht auf der Jagd ist.

»Genau, mein Süßer!«, grinste ich ihn an.

»Und was hast du vom Boden aufgehoben?«

»Meinen Block.«

Meine Unschuldsmiene überzeugte TOP nicht. Er lächelte in sich hinein.

»Es geht los«, stellte er fest.

Manthey hatte sich hinter das Rednerpult gestellt und begann. Fünf Minuten später kam bei den Delegierten eine der ältesten sozialdemokratischen Tugenden zur vollen Entfaltung: Schlafenkönnen mit offenen Augen.

Nach einer Dreiviertelstunde Eigenlob und Durchhaltesprüchen brauste der übliche Höflichkeitsapplaus auf.

Ein Aussprache gab es nicht. Warum auch? Manthey sagte sowieso auf jedem Parteitag das Gleiche. Selbst auf Junghans' Tod ging er nicht ein, und die ›Erneuerer in der SPD‹ waren für ihn auch kein Thema, denn das hätte ja bedeutet, dass Manthey die eigenen Führungsqualitäten hätte hinterfragen müssen.

Interessanter war der Tagesordnungspunkt nach der Raucherpause. Jakob Nagel, der neue Kandidat für das Amt des Oberbürgermeisters, würde seine Vorstellungsrrede halten.

Nagel war ein unauffälliger Mann Mitte fünfzig. Er arbeitete seit Jahren bei der Bierstädter Stadtverwaltung und hatte sich während dieser Zeit zum Stadtdirektor hochgearbeitet. Er gehörte zwar der SPD an – doch es fehlte ihm der so genannte ›Stallgeruch‹: Nagel hatte studiert, promoviert und war zudem noch kulturell interessiert, ziemlich intelligent und gebildet. Also das genaue Gegenteil dessen, was die Partei, der dicke Manthey und der tote Junghans verkörperten.

Nagel trat ans Pult. Er trug einen mittelbraunen Anzug, einen mittelbraunen Schlips, ein mittelgelbes Hemd, seine Stimme hatte eine mittlere Tonlage, sein Haar war mittelbraun und er war mittelgroß.

Nachdem er fünf Minuten geredet hatte, beschlich mich eine unsagbare Müdigkeit, gegen die ich nicht ankämpfen konnte. Irgendwann stieß mir Piny den Ellenbogen in die Rippen: »Aufwachen, Grappa, es ist gleich zu Ende.«

Ich schreckte hoch. »Hab ich was verpasst?«, stammelte ich.

»Nö. Ich hab dir, während du geschlummert hast, ein Exemplar seiner Rede besorgt. Da liegt sie!« TOP deutete auf einen Haufen Blätter.

»Danke dir«, sagte ich gerührt. Es geht doch nichts über Kollegen, die mitdenken,